

INHALT

Vorwort	7
<i>Lech Trzeciakowski</i> †	
Fürst Anton Heinrich Radziwiłł (1775–1833).	
Ein Verfechter polnisch-deutscher Annäherung	11
<i>Katarzyna Grysińska-Jarmuła</i>	
Bogdan Graf von Hutten-Czapski (1851–1937).	
Ein Pole, der preußischer Staatsbürger sein wollte	31
<i>Piotr Przybyła</i>	
Stanisław Przybyszewski (1868–1927).	
Weichensteller des literarischen Transfers	49
<i>Witold Kośny</i>	
Aleksander Brückner (1856–1939).	
Dolmetscher der Geister	69
<i>Jan Sadkiewicz</i>	
Władysław Studnicki (1867–1953).	
Ringens um ein Polen zwischen Russland und Deutschland	93
<i>Marek Zybura</i>	
Otto Forst de Battaglia (1889–1965).	
Ein Leben im Dienste der polnisch-deutschen Verständigung	121
<i>Izabela Surynt</i>	
Witold Hulewicz (1895–1941).	
Zwischen Kulturen und Nationen	141
<i>Basil Kerski</i>	
Jerzy Stempowski (1893–1969).	
Der Kosmopole	163
<i>Markus Krzoska</i>	
Kardinal Bolesław Kominek (1903–1974).	
Schlesier, Pole, Katholik	185

<i>Thorsten Möllenbeck</i>	
Stanisław Stomma (1908–2005).	
Gegen den „Fatalismus der Feindschaft“	199
<i>Basil Kerski</i>	
Aleksander Bregman (1906–1967).	
Vision einer deutsch-polnischen Partnerschaft im Rahmen der europäischen Integration	225
<i>Theo Mechtenberg</i>	
Mieczysław Pszon (1915–1995).	
Vom Nationaldemokraten zum Freund der Deutschen – eine persönliche Erinnerung	237
<i>Jörg Hackmann</i>	
Gerard Labuda (1916–2010).	
<i>Pomorze</i> als Prisma der deutsch-polnischen Beziehungen	257
<i>Theo Mechtenberg</i>	
Anna Morawska (1922–1972).	
Ein verpflichtendes Lebensbild polnisch-deutscher Verständigung	273
<i>Gerhard Gnauck</i>	
Jan Józef Lipski (1926–1991).	
„Das Gewissen der Opposition“	289
<i>Adam Krzemiński</i>	
Mieczysław Rakowski (1926–2008).	
Zwischen Brandt und Noske	305
<i>Tytus Jaskułowski</i>	
Tadeusz Mazowiecki (1927–2013).	
Leben und Werk im Schatten der polnischen Nachkriegsgeschichte	327
<i>Krzysztof Ruchniewicz</i>	
Władysław Bartoszewski (1922–2015).	
„Es lohnt sich, anständig zu sein“	345
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	355
Personenregister	357

VORWORT

„Das Schöne an Polen“, meint Steffen Möller, ein „deutscher Gastarbeiter in Polen“ (als welchen er sich süffisant im Untertitel seines bekannten Polenbuches „Viva Polonia“ selbst apostrophiert), „ist ja, dass es auch für die nächsten tausend Jahre Deutschlands Nachbar sein wird. Da bleibt noch Zeit zur Assimilierung“.¹ Umgekehrt ließen sich vielleicht etliche echte polnische Gastarbeiter in Deutschland finden, die sich diesem herausfordernd spaßhaften Ausspruch des Wahlpolen aus Wuppertal in Bezug auf Deutschland anschließen würden – und zwar ganz ernst, ohne dessen provokanten Unterton. Indes ist fraglich, ob eine derlei bejahende Haltung zu Deutschland in Polen (auch wenn wir vom zweiten Satz der Deklaration Möllers absehen) – immerhin schon 25 Jahre nach der Unterzeichnung des Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem vereinten Deutschland – auf breitere Zustimmung stoßen könnte. (Zugegeben, mit der Möllerschen Haltung ist auch in Deutschland nicht viel Staat zu machen...).

Es war kein Zufall, dass 2005 der um das Amt des polnischen Staatsoberhauptes ringende Lech Kaczyński sich in seinem Wahlkampf vor dem Riesengemälde des Historienmalers Jan Matejko „Die Schlacht bei Grunwald“ filmen ließ, einem Gemälde, das den polnischen Sieg über den Deutschen Orden von 1410 thematisiert, der den Untergang des Ordensstaates einleitete. Der appellative Charakter dieser unzweifelhaft antideutschen Geste war nicht zu übersehen. Kein Zufall war es auch, dass die von Jarosław Kaczyński, dem Bruder des 2010 bei Smolensk tödlich verunglückten Präsidenten, angeführte Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (*Prawo i Sprawiedliwość*, PiS) u. a. unter Losung der Revision der bisherigen polnischen, angeblich einseitig prodeutschen und subalternen, Deutschlandpolitik in die Parlamentswahlen im Herbst 2015 gegangen war – und diese auch spektakulär gewann.

Selbstverständlich haben die deutsch-polnischen Beziehungen im letzten Vierteljahrhundert (1990–2015) einen umfassenden Wandel erlebt, der alte, festgefügte Feindschaftsmuster durchbrach und in seiner strukturellen Beschaffenheit wie in seiner gesellschaftlichen Tragweite in der neueren Geschichte

¹ STEFFEN MÖLLER, *Viva Polonia*. Als deutscher Gastarbeiter in Polen, Frankfurt am Main 2009, S. 7.

beider Länder nicht so leicht seinesgleichen finden dürfte. Allerdings sind gute deutsch-polnische Beziehungen nicht quasi selbstverständlich, gleichsam naturhaft und ein für alle Mal gegeben, vielmehr stellen sie eine verantwortungsvolle Aufgabe dar, an der ständig weitergearbeitet werden muss. Im Vorwort zu der von uns vor einem Jahrzehnt edierten Porträtreihe deutscher Polenfreunde „Mein Polen...“ (Dresden 2005) haben wir bereits darauf hingewiesen, dass wir es mitunter mit einer schweren Aufgabe zu tun hatten, weil in Krisensituationen die alten nationalen Vorurteile und politischen Ressentiments zu beiden Seiten der Oder erschreckend leicht reaktiviert werden konnten. Damals hatten wir die Debatte über das sog. Zentrum gegen Vertreibungen und vor allem die Haltung zum amerikanischen Waffengang im Irak (von der Kontroverse um die russisch-deutsche Zusammenarbeit beim Bau der Pipeline quer durch die Ostsee ganz zu schweigen) vor Augen.

Heute sind es das Verhältnis zu Russland im Zusammenhang mit der russischen Annexion der Krim, die geplante Stationierung der amerikanischen Streitkräfte in Polen im Rahmen des NATO-Bündnisses, die Klima- und Energiepolitik und *last, but not least*, die Haltung in der Flüchtlingsfrage, die wiederholt die polnisch-deutschen Beziehungen auf die Probe stellen. Sie zeigen in gleicher Weise, wie wir es 2005 festhielten, „wie sehr Emotionen in den deutsch-polnischen Beziehungen eine Rolle spielen, mehr als im Verhältnis Deutschlands wie Polens zu den meisten anderen Ländern Europas“². Polen und Deutsche müssen aber mit der Tatsache umzugehen lernen, dass Frustrationen und Irritationen eine kaum zu vermeidende Seite der zwischenmenschlichen Beziehungen sind, sollen diese tatsächlich gelebt und nicht nur, etwa um ideologischen Wunschdenkens willen – wie z. B. im Falle der „Freundschaft“ zwischen der Volksrepublik Polen und der DDR – vorgetäuscht werden. So viel bereits geleistet worden ist an Annäherungsarbeit, so prekär bleibt das Verhältnis offensichtlich, solange sich aus Ressentiments, Stereotypen und Unkenntnis politisches Kapital bei statistisch relevanten Wähler- und Interessengruppen schlagen lässt.

Allerdings, wie es in Deutschland schon immer, allem Auf und Ab in den gemeinsamen Beziehungen zum Trotz, Menschen gab, wahre *Amici Poloniae*, die die Gestaltung der beiderseitigen Beziehungen als Aufgabe betrachtet und gelebt hatten (und an die wir in unserer Porträtsammlung von 2005 erinnern wollten), so kennt auch die polnische Geschichte eine ganze Reihe von Persönlichkeiten – Gelehrte, Schriftsteller, Politiker, ja auch Geistliche –, die oft genug gegen den Strom der öffentlichen Meinung im eigenen Lande schwam-

² „Mein Polen...“. Deutsche Polenfreunde in Porträts, hrsg. v. KRZYSZTOF RUCHNIEWICZ / MAREK ZYBURA, Dresden 2005, S. 7.

men und, sich ihrer besseren Sache sicher, für eine polnisch-deutsche Annäherung eintraten. Sie taten es aus der Überzeugung, dass Jahrhunderte der Nachbarschaft zum Dialog verpflichten, und aus der Einsicht, dass die Fundamente der Zukunft in der Vergangenheit ruhen. Die Beschaffenheit der jeweiligen Zukunft, ihre Entwicklungsperspektiven hängen indes davon ab, an welche Traditionen aus der gemeinsamen Geschichte wir jeweils anknüpfen. Die Polen stehen heute vor der Wahl: Entweder die proeuropäische Politik fortzusetzen, zu der eine enge Zusammenarbeit mit Deutschland gehört (der Breslauer Dichter des 19. Jahrhunderts Max Waldau beschwor sie in seinem Gedicht „O diese Zeit!“, „Der Deutsche reicht dem Polen seine Hand / Sie teilen gleiches Weh und schmieden Pläne / Fürs Vaterland“³ – dieses Vaterland ist heute das vereinigte Europa), oder aber sie lassen sich vom Mainstream der xenophoben Politik der Partei Kaczyńskis mitreißen und stimmen das anti-deutsche Lied dieser Partei mit an: „Solange die Welt besteht, wird niemals der Pole des Deutschen Bruder sein“ (wie das Wacław Potocki, ein polnischer Dichter des 17. Jahrhunderts wissen wollte).⁴

Der Umstand, dass wir für zwei in der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte besonders schwierige Jahrhunderte – markiert durch den Verlust der polnischen Staatlichkeit 1795 und die Wiedererlangung nationaler Souveränität 1989/90 (nach einem kurzen Freiheitsintermezzo nach dem Ersten Weltkrieg) –, auf eine derart lange Liste (die keineswegs vollständig ist) von Befürwortern und Praktikern des polnisch-deutschen Dialogs kommen, lässt freilich Gutes für die Zukunft hoffen.

An dieser Liste, die von Politikern, also von Praktikern des Dialogs gleichsam von Berufs wegen, eröffnet (Anton Heinrich Radziwiłł) und abgeschlossen (Władysław Bartoszewski) wird, fällt auf, wie stark sie von *gens de lettres* – Philologen, Schriftstellern, Publizisten, Übersetzern – geprägt ist. Indes ist das nicht verwunderlich. Die Rolle der Kultur und hierin insbesondere der Literatur bei der Gestaltung der gutnachbarlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen war schon immer sehr groß – in beiden Ländern. Theodor Heuss, der vielleicht in Deutschland letzte Vertreter der soziokulturellen Schicht des sog. Bildungsbürgertums, prägte noch in der Weimarer Republik das denkwürdige Bonmot: „Mit Politik kann man keine Kultur machen; vielleicht kann man mit Kultur Politik machen.“ Und genau das hatte zur gleichen Zeit der im vorliegenden Band vertretene Bildungsbürger *par excellence*, Otto Forst de

³ Zitiert nach: Für Polens Freiheit. Achthundert Jahre deutsch-polnische Freundschaft in der deutschen Literatur, zusammengestellt und hrsg. v. MANFRED HÄCKEL, Berlin 1952, S. 239.

⁴ Zitiert nach: „...nie będzie nigdy Niemiec polakowi bratem“...? Z dziejów niemiecko-polniskich związków kulturowych, hrsg. v. MAREK ZYBURA, Wrocław 1995, S. 5.

Battaglia, im Sinn, als er 1930 feststellte: „Das Problem der deutsch-polnischen Beziehungen ist eines der wichtigsten Europas und für Deutschland jedenfalls ein zentrales. Und bei diesem Problem spielt der Austausch geistiger Werte eine entscheidende Rolle.“⁵ Die Zukunft sollte ihnen beiden Recht geben. Die Literatur war nach dem Zweiten Weltkrieg, dem, historisch gesehen, absoluten Tiefpunkt der Geschichte unserer Nachbarschaft, als authentische, feste Brücke auf dem Weg zur Normalisierung der Beziehungen zwischen unseren entzweiten Nationen einer völkerrechtlich vertraglichen Lösung weit voraus.

Kein Wunder deshalb, dass diese vertragliche Lösung polnischerseits von Männern herbeigeführt und mit durchgesetzt wurde, die auf den Gefilden der weit gefassten Literatur auch durchaus heimisch waren: u. a. Mieczysław Pszon, Jan Józef Lipski, Tadeusz Mazowiecki und Władysław Bartoszewski, mit dessen Porträt wir unseren Band ausklingen lassen.

Im Titel knüpfen wir an den brüderlichen Ruf des Dichters Jerzy Waleńczyk aus seinem Gedicht „An einen unbekanntem Deutschen im Westen“ an, das – 1959 in Karl Dedecius’ Anthologie „Lektionen der Stille“ erschienen –⁶, von starken Gefühlen durchdrungen, damals auch in Deutschland starke Emotionen auslöste. Das „Hamburger Echo“ fand zum Beispiel: „Da immer noch zu viele Mißverständnisse [zwischen Deutschen und Polen] bestehen, wäre es wünschenswert, daß bei uns jeder die ‚An einen unbekanntem Deutschen im Westen gerichteten‘ Strophen kennen möge, um zu begreifen, daß es noch immer eine gemeinsame europäische Stimme gibt: die Stimme des Menschen!“⁷

Dieses Dichter-Vermächtnis beherzigend, übergeben wir den vorliegenden Band den deutschen Lesern.

Wrocław/Breslau, im Herbst 2016

Die Herausgeber

⁵ OTTO FORST DE BATTAGLIA, Deutschland und die polnische Literatur. Ein Rückblick und Ausblick, in: Allgemeine Rundschau 1930, Nr. 19; hier zitiert nach: DERS., Schriften zur polnischen Literatur, hrsg. v. MAREK ZYBURA, Darmstadt 1992, S. 20.

⁶ Lektion der Stille. Neue polnische Lyrik, ausgewählt und hrsg. v. KARL DEDECIOUS, München 1959, S. 45.

⁷ Zitiert nach: Deutsche Stimmen zum Erscheinen von „Lektion der Stille“. Eine Gedenkgabe zum 50. Jahrestag der Erstveröffentlichung, hrsg. v. MAREK ZYBURA, Wrocław 2009, S. 68.

GERHARD GNAUCK

JAN JÓZEF LIPSKI (1926–1991)

„DAS GEWISSEN DER OPPOSITION“

Jan Józef Lipski war für uns ein Geschenk des Himmels. Für uns, damit meine ich: für diejenigen im Westen, die in den unruhigen 1980er Jahren Sympathisanten der *Solidarność* und der Bürgerrechtler im Osten waren. Meine Freunde, meine Eltern und ich lasen damals Lipskis wohl wichtigsten Text „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ mit Bewunderung und Begeisterung. Ich kann mich gut erinnern, welchen Eindruck dieser Essay auf uns machte, als am 13. November 1981 Auszüge daraus – vor allem die Passagen über das deutsch-polnische Verhältnis – in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ erschienen. Ein Intellektueller und Bürgerrechtler aus dem Osten stellt in einer großen deutschen Zeitung auf einer ganzen Seite seine Ansichten vor! Das gab es nicht alle Tage.

Wenig später, 1982, erschien der Essay ungekürzt als Sonderdruck der in Bonn verlegten Zeitschrift „Kontinent“, einer wichtigen intellektuellen Stimme dieser Bürgerrechtsbewegung im Westen. Ein handliches Heftchen mit einem Foto, aus dem Lipski uns mit sorgenzerfurchter Stirn und zerzaustem Haar entgegenblickte. Der Mainzer Osteuropa-Historiker Professor Gotthold Rhode steuerte zu dieser Broschüre ein Vorwort und erläuternde Fußnoten bei; vermutlich hatte er, der gelegentliche Autor der „Frankfurter Allgemeinen“, auch die Veröffentlichung in der Zeitung in die Wege geleitet. Zwei Jahre später, als ich einer von Rhodes Studenten war, sprachen wir im Seminar auch über Lipskis Text. Erstmals erschienen war er im Juni 1981 im polnischen unabhängigen Verlag Nowa, dann, im Oktober 1981, in der wichtigsten Exilzeitschrift „Kultura“. Kein Text Lipskis hat davor oder danach so viele und so heftige Reaktionen nach sich gezogen wie „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen. Bemerkungen zum nationalen Größenwahn und zur Xenophobie der Polen.“

Warum war Lipski, warum war dieser Text so wichtig? Man konnte ihn den deutschen Linken zeigen (sofern diese wussten, wo Polen lag) und sagen: Schaut

her, ein Mann aus der *Solidarność*-Bewegung, ein Agnostiker, ein Sozialdemokrat, stellt sich gegen Nationalismus und Antisemitismus. Man konnte ihn den deutschen Vertriebenen zeigen (die in der Regel sehr genau wussten, wo Polen lag) und sagen: Schaut her, die Polen diskutieren kritisch über die Vertreibung der Deutschen. Aber noch wichtiger war Folgendes: Hier sprach – kurz nach dem Beginn von Polens Aufbruch zur Freiheit im Sommer 1980 – eine Stimme, die über die nationalen Grenzen hinaus dachte und, einer wichtigen polnischen Tradition gemäß, „für Eure und unsere Freiheit“ eintrat.

Das war zwar nicht Lipskis Hauptthema; ihm ging es vor allem um eine Kritik an Größenwahn und Fremdenfeindlichkeit. Doch der Kontext war klar. Etwa gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Essays, nämlich auf dem ersten Landeskongress der *Solidarność*-Bewegung in Danzig im September 1981, hatten die Delegierten voller Begeisterung eine kurze „Botschaft an die Werktätigen Osteuropas“ verabschiedet. Darin heißt es an die Adresse der Werktätigen von Albanien über die DDR bis zur Sowjetunion, dass die *Solidarność* „unsere Schicksalsgemeinschaft tief empfindet“. – „Wir unterstützen jene unter Euch, die sich entschieden haben, den schwierigen Weg des Kampfes um eine freie Gewerkschaftsbewegung zu beschreiten.“ Auch wenn Lipski es aus taktischen Gründen damals für besser gehalten hatte, diese Botschaft nicht zu verabschieden, um bei den Herrschenden nicht „alle Alarmglocken klingeln zu lassen“, so stand er dem Appell an die Nachbarvölker, wie er sagte, doch „inhaltlich nahe“¹. Eine Schicksalsgemeinschaft: Das ist auch das Fundament, auf dem Lipski stand, als er in seinem Essay das kollektive Gewissen der Polen erforschte und Punkt für Punkt ihre Beziehungen zu ihren Nachbarvölkern und Minderheiten untersuchte.

Lipskis Gedanken in aller Kürze: Zu einer Zeit, da die polnische Gesellschaft, zusätzlich beflügelt von der Wahl Karol Wojtyłas zum Papst, im Land Veränderungen erzwungen hatte, worauf die Führer des sozialistischen „Bündnisses“, Breschnew, Honecker und Husák, mit internationalistischem Säbelrasseln antworteten, in dieser Zeit also unternimmt es ein Intellektueller, die Begriffe Vaterland und Patriotismus aus humanistischem Geist neu zu bestimmen. Seine Ausgangsfragen:

„Wer ist das ‚eigene Volk‘, und wer sind die ‚Fremden‘? [...] Halten wir uns für besser als andere, oder nur für anders; meinen wir, daß in diesem Anderssein ein besonderer Wert (welcher?) enthalten ist; glauben wir, daß uns aus irgendeinem Grund besondere Rechte und Privilegien zustünden – oder auch Pflichten erwachsen würden? [...] Meiner Auffassung nach sind Chauvinismus, nationaler Größen-

¹ Zitiert nach: Proces o podpalenie PRL. Rozmowa z J. J. Lipskim, in: JAN JÓZEF LIPSKI, Pisma polityczne. Wybór, Warszawa 2011, S. 211-220, hier S. 219 f.

wahn, Xenophobie – also Haß gegen alles Fremde, nationaler Egoismus – mit dem christlichen Gebot der Nächstenliebe unvereinbar. Der Patriotismus hingegen verträgt sich mit diesem Gebot. [...] Patriotismus entspringt der Liebe und muß zur Liebe führen; jede andere Form des Patriotismus stellt eine ethische Deformation dar.“²

Mit diesen Worten wendet sich Lipski, Agnostiker in einem christlich geprägten Land, an seine Landsleute.

Als nächstes greift der Autor sich wichtige Elemente des polnischen Geschichtsbildes heraus, weil Mythisierungen und das „Verschweigen dunkler Flecken der eigenen Geschichte“ zwar eine geringere Schuld darstellten als die jeweiligen Untaten selbst, doch ihrerseits die Quelle heutigen und künftigen Übels seien. Lipski schlägt einen weiten Bogen: Von der Unterdrückung des Stamms der Jadwinger bis zur Ausgrenzung der Menschen jüdischer Herkunft im Jahre 1968. Dass Letztere von regimetreuen roten Pseudo-Patrioten ins Werk gesetzt wurde, nimmt er besonders aufs Korn: „Mit ihnen haben wir kein gemeinsames Vaterland und wollen mit ihnen überhaupt nichts gemeinsam haben.“ Woher nimmt dieser Mann den Mut, den Nationalkommunisten so unverschämt den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Schauen wir noch einmal auf das Datum der Veröffentlichung: 1981. Das war nicht mehr der alte Ostblock. In diesem Jahr der *Solidarność* war Polen in vieler Hinsicht ein freies Land. Noch wichtiger: Der Autor war innerlich ein freier Mensch.

Lipski schlägt einige Haken und steuert dann eines der schwierigsten Themen an: die Beziehung der Polen zu den Deutschen. Auch hier verknüpft er den moralischen Imperativ geschickt mit dem wohlverstandenen nationalen und gesellschaftlichen Interesse. Er stellt sich unter das Wort der polnischen katholischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder, unter die berühmte Botschaft von 1966: „Wir vergeben und wir bitten um Vergebung“ – und bezeichnet sie als „die mutigste und weitestblickende Tat der polnischen Nachkriegsgeschichte“. Um sich zu diesem Satz zu bekennen, so Lipski, „genügt bereits sein moralischer Inhalt“. Doch es gebe noch einen anderen Grund dafür: Wer „von einer Rückkehr in unser größeres Vaterland Europa“ träume, könne gar nicht anders, als die „Notwendigkeit einer Aussöhnung mit den Deutschen“ anzuerkennen. Und jetzt wird es richtig spannend:

² JAN JÓZEF LIPSKI, Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen. Bemerkungen zum nationalen Größenwahn und zur Xenophobie der Polen, in: DERS., *Powiedzieć sobie wszystko ... Wir müssen uns alles sagen ...* Warszawa 1996, S. 185-228, hier S. 185 ff. Auch die weiteren Zitate stammen aus diesem von Georg Ziegler herausgegebenen, durchgängig zweisprachigen Band. Er enthält die für unser Thema wichtigsten Texte Lipskis.

„Wir haben uns daran beteiligt, Millionen Menschen ihrer Heimat zu berauben, von denen die einen sicherlich sich schuldig gemacht haben, indem sie Hitler unterstützten, die anderen, indem sie seine Verbrechen tatenlos geschehen ließen, andere nur dadurch, daß sie sich nicht zu dem Heroismus eines Kampfes gegen die furchtbare Maschinerie aufrufen konnten, und das in einer Lage, in der ihr Staat Krieg führte. [...] die Aussiedlung der Menschen aus ihrer Heimat kann bestenfalls ein kleineres Übel sein, niemals eine gute Tat. [...] Das Böse ist Böses und nicht Gutes, selbst wenn es ein geringeres und nicht zu vermeidendes Böses ist. Denn so ist es nun einmal: Entweder will man Christ sein – oder nicht ...“

Diese messerscharfen Sätze zu schreiben, wo doch die antideutsche Karte des Regimes die einzige war (und lange bleiben sollte), die in Polen noch stach, das war unerhört mutig. Wir im Westen lasen diese Sätze mit einem wohligen Schauer, mit einer fast schon religiösen Ergriffenheit. Doch Lipski sollte die Strafe für seinen Mut an der eigenen Haut zu spüren bekommen: Während wir über ihn diskutierten, saß er im Gefängnis. Dazu später.

In seinem Essay widmet Lipski dem Verhältnis zu den westlichen Nachbarn mehrere Seiten. Er sagt Nein zur Kategorie einer Kollektivschuld aller Deutschen. Er stützt den „Mythos“, wie er sagt, vom jahrhundertelangen deutschen Drang nach Osten auf das historisch richtige Maß zurück. Er erinnert daran, „was wir zivilisatorisch und kulturell den Deutschen verdanken“, auch wenn dieser Hinweis alles andere als populär sei. Und er zertrümmert das damals noch sehr verbreitete Bild, wonach Polen 1945 „alte polnische Gebiete“, Schlesien, Pommern und Ostpreußen, „wiedergewonnen“ habe. Als „einzige Rechtfertigung“ für die Inbesitznahme deutscher Gebiete sieht er nur „die Notwendigkeit, das Leben für Millionen Polen einzurichten, die zwangsweise ihre Heimat in den Ostgebieten der Zweiten Republik verlassen hatten“.

Soviel zur Vergangenheit. Aber, so Lipski, „die Geschichte sollte ein Tor in die Zukunft sein“. Nicht nur die Schlacht von Tannenberg 1410, auch die gemeinsame Abwehr der Mongolen 1241 sollte in Erinnerung bleiben. Nicht nur die Henker von Auschwitz, sondern auch jene Deutschen, die als Gefangene oder sogar als Lageraufseher (gab es solche?) „mit dem Bösen kämpften“. Gewiss, die „mögliche Bereitschaft eines Teils der Deutschen zu einem Rückfall“ müsse im Auge behalten werden. Aber – es habe eben auch den Widerstand der Gruppe „Weiße Rose“ gegeben. Lipski stellt sie seinen Landsleuten geradezu als Vorbild hin und empfiehlt, sie auch in Polen zu verehren.

Die weiteren Abschnitte des Essays können hier nur gestreift werden: Nach Hass, Furcht und Respekt der Polen gegenüber den Deutschen untersucht Lipski Hass und Geringschätzung gegenüber den Russen. Er erinnert an die kulturellen Leistungen Russlands und äußert seine Bewunderung für die freiheitlichen Geister in der russischen Gesellschaft, mit denen es gelte, „Brüderlichkeit“ zu pflegen. Dann kommt er zu den unmittelbaren Nachbarn: Litau-

ern, Weißrussen, Ukrainern und Tschechen. Er versucht den „Teufelskreis“ gegenseitiger Beschuldigungen, die sich vor allem im 20. Jahrhundert angehäuft haben, zu durchbrechen. Anschließend analysiert er den Antisemitismus in allen seinen Ausformungen, ebenso wie Widerstand und Kollaboration in Polen im Zweiten Weltkrieg. Er mahnt westliche und jüdische Gesprächspartner, nicht ihrerseits in pauschalisierende Beschuldigungen („Antipolonismus“) zu verfallen. Aber das oberste Anliegen Lipskis ist auch hier, sich an die eigene, die polnische Brust zu klopfen.

Zum Abschluss widmet er sich dem Verhältnis von Polentum und Katholizismus, von Einheit und Vielfalt in der polnischen Kultur. Viele der Stichworte, die er gibt, werden die polnische Gesellschaft noch Jahrzehnte beschäftigen. Und manche seiner Aussagen können als prophetisch gelten: Etwa der mehrfach variierte Gedanke, die Völker der Sowjetunion und die Völker des Ostblocks könnten sich von der „Gefahr der Vernichtung“ (*groza unicestwienia*) entweder alle gemeinsam befreien oder gar nicht. Als „Vernichtung“ bezeichnet er die Auslöschung von Kultur und Identität durch den „Sowjetismus“, dessen Sieg die endgültige Trennung dieser Völker von Kultur und Zivilisation des Westens bedeuten werde.

Die Reaktionen auf Lipskis Text waren vielfältig, die Kritik heftig, und es ist nicht verwunderlich, dass vor allem die Passagen über das deutsch-polnische Verhältnis Anstoß erregten – und im ideologischen Kampf gegen die Opposition im Land und gegen den Westen gut eingesetzt werden konnten. „Wohl niemand hat den deutschen Revanchisten bisher ein solches Geschenk gemacht wie Herr Lipski“, schrieb das Zentralorgan der polnischen Kommunisten, „Trybuna Ludu“, und zeigte sich zusätzlich empört, dass die Veröffentlichung in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ausgerechnet wenige Tage vor dem Besuch des sowjetischen Parteichefs Leonid Breschnew in Bonn erfolgte. Weitere Angriffe in der „Trybuna Ludu“ und in der Armeezeitung „Żołnierz Wolności“ folgten; die Wochenzeitung „Polityka“ war etwas differenzierter, aber ebenfalls kritisch.³ Aus dem polnischen Exil kamen teils lobende, teils kritische Reaktionen.

Die „Schlesische Jugend“, die Jugendorganisation der Landsmannschaft Schlesien in der Bundesrepublik, lobte dagegen, der Autor habe „die Vertreibung der Deutschen [...] ein Unrecht genannt“ – was Lipski empörte, weil in diesem Lob der Kontext absichtlich weggelassen worden sei: Die aus ihren eigenen Ostgebieten vertriebenen Polen hätten ein Dach über dem Kopf gebraucht, und es dürfe nicht sein, dass „jemand, der von zwei Verbrechern

³ Ich zitiere nach LIPSKI, *Pisma polityczne*, S. 521-530, wo das Echo auf den Essay sowie seine Veröffentlichung in mehreren Sprachen dokumentiert sind (siehe weiter unten).

überfallen wird, auch noch sämtliche Kosten des Überfalls trägt“⁴. Bereits 1982 antwortete Lipski den Kritikern seines Essays, hauptsächlich in der Pariser „Kultura“. Und die Debatte um „Zwei Vaterländer – zwei Patriotismen“ ging weiter: Allein bis 1984 wurde der Text im polnischen Untergrund neunmal nachgedruckt, 1985 auch in Ungarn. Er wurde in mehreren Sprachen, darunter auf Russisch, veröffentlicht. Nach 1989 folgten weitere Nachdrucke in Polen und in Deutschland.

Was war das für ein Mann, dieser Lipski? Ein kriegsversehrter Teilnehmer des Warschauer Aufstands, der Bahnbrechendes für die Verständigung mit den Deutschen geleistet hat; ein Nichtjude, der den polnisch-jüdischen Dialog förderte; ein Agnostiker, der seine Landsleute ermahnte, ihre christlichen Moralvorstellungen auch im Verhältnis zu ihren Nachbarvölkern ernst zu nehmen – wie passt das alles zusammen? Die wichtigen Rollen, die Lipski gespielt hat, ließen sich noch vermehren. Er war seit 1956 immer wieder dabei, wenn sich in Warschau ein neuer, im Rahmen des Möglichen unabhängiger Kreis von Intellektuellen bildete; und er war 1976 Mitgründer des „Komitees zur Verteidigung der Arbeiter“ (KOR), in gewisser Hinsicht der Keimzelle der *Solidarność*, und damit einer der wichtigsten Bürgerrechtler Polens. Um es mit den Worten eines Historikers und hervorragenden Kenners der Bürgerrechtsbewegung zu sagen: „Er war ein kristallklar aufrichtiger, ehrlicher, uneigennütziger, moralisch sensibler Mensch. Über viele Jahre galt er als das Gewissen der Opposition.“⁵

Jan Józef Lipski wurde am 25. Mai 1926 als Sohn eines Berufsschuldirektors kleinadeliger Herkunft und einer Zeichnerin in Warschau geboren. Die Familie fühlte sich den Werten der Freiheit und der nationalen Unabhängigkeit verpflichtet. Der Vater Roman Lipski wirkte im Zweiten Weltkrieg in Warschau als Organisator des konspirativen Schulwesens; deswegen verbrachte er einige Zeit im Gefängnis in der Rakowiecka-Straße, das viel später auch Jan Józef und dessen Sohn kennenlernen sollten. Die Familie gewährte im Krieg Juden

⁴ Lipski schreibt, die „Schlesische Jugend“ wolle offenbar „meine Haltung dazu nutzen, um die Polen von Oder und Neiße zu vertreiben“. Wenn deutsche Bürger wie er eine wahre „polnisch-deutsche Versöhnung“ wollten, sei es ihre „moralische Pflicht, [...] eine ehrliche öffentliche Gewissenserforschung anzustellen“. Wenn das Lob der „Schlesischen Jugend“ in Polen publik würde, „reicht das aus, um mich jeglicher Sympathie zu berauben“. Kein Vorgang der letzten Monate habe ihn mehr aufgeregt. Brief von Jan Józef Lipski an meine Mutter Maria Filipowicz-Gnauck, abgesandt (britischer Poststempel) 16. Juli 1982.

⁵ ANDRZEJ FRISZKE, Jan Józef Lipski – szkic biografii, in: JAN JÓZEF LIPSKI, KOR. Komitet Obrony Robotników. Komitet Samoobrony Społecznej, 2. Aufl., Warszawa 2006, S. 7-79, hier Seite 7. Ich folge bei biographischen Details zum Teil Friszkes Ausführungen, zum Teil dem in September 1989 entstandenen Text „Bekanntnisse. Autobiographische Skizze“ von Lipski selbst. Dieser erschien im Buch „Powiedzieć sobie wszystko...“, auf Deutsch S. 156-171.

Unterschlupf, weswegen Lipskis ältere Schwester Józefa Zofia Celińska später vom Institut Yad Vashem als „Gerechte unter den Völkern der Welt“ geehrt wurde. Jan Józef musste, als die deutsche Besatzung begonnen hatte, seinen Unterricht, wie weithin üblich, konspirativ fortsetzen. Beeindruckt von seinem Polnischlehrer, beschloss er noch im Krieg, Polonist zu werden.

Die Kriegserlebnisse müssen für den jungen Jan Józef in vieler Hinsicht prägend gewesen sein. Schon vor 1939 war er Pfadfinder gewesen, als solcher dürfte er gelernt haben, „dass man die Schwachen schützen muss“⁶. Mit 16 Jahren war er dann Pfadfinder in der Organisation „Graue Reihen“, wo er sich wie seine Kameraden an kleinen Sabotageakten beteiligte, aber auch konspirativ junge Warschauer Arbeiter unterrichtete („für mich die Vorschule meines gesellschaftspolitischen Engagements“⁷). 1944 war er Soldat der Heimatarmee im Bataillon „Baszta“ (Bastei). Auch wenn er nach eigener, späterer Einschätzung keineswegs „der Typ des Soldaten“ und noch dazu sehr furchtsam war, außerdem von vornherein davon überzeugt, dass der Warschauer Aufstand „schlimm enden würde“⁸, zog er mit seinen Kameraden in den Kampf. Er wurde Ende September 1944 von einer Granate verletzt: seine linke Hand wurde teilweise zertrümmert. Der Warschauer Stadtteil Mokotów war umkämpft, und die Heimatarmisten versuchten, durch die Kanalisation zu entkommen:

„Die 24 Stunden, die ich damals in den Kanälen verbringen musste, waren sicherlich die schrecklichste Erfahrung in meinem Leben. [...] Die Deutschen leiteten unter Zuhilfenahme von Karbid Gas in die Kanäle. Fast alle erlitten wir Vergiftungen, mehr als einer wurde sicherlich ohnmächtig und ertrank, und wir hatten obendrein Halluzinationen.“

Als Lipski durch einen Gully auf die Straße gelangen wollte,

„erblickte ich zwei SS-Männer, vermutlich Altersgenossen von mir, deren Pistolen direkt auf mich gerichtet waren. [...] Und was taten die SS-Männer in diesem Moment? Statt auf mich zu schießen, nahm mich einer bei der Hand, wickelte vorsichtig meinen Verband auf, zog eine Feldflasche heraus, wusch meine Wunde und verband sie wieder mit seinem eigenen sterilen Verband. [...] Eine ganz ungewöhnliche Begebenheit!“⁹

⁶ Gespräch mit dem Soziologen und Journalisten Jan Tomasz Lipski, seinem Sohn, 6. März 2012.

⁷ Bekenntnisse, S. 158

⁸ Ebd., S. 159

⁹ Beide Passagen: Ebd., S. 160